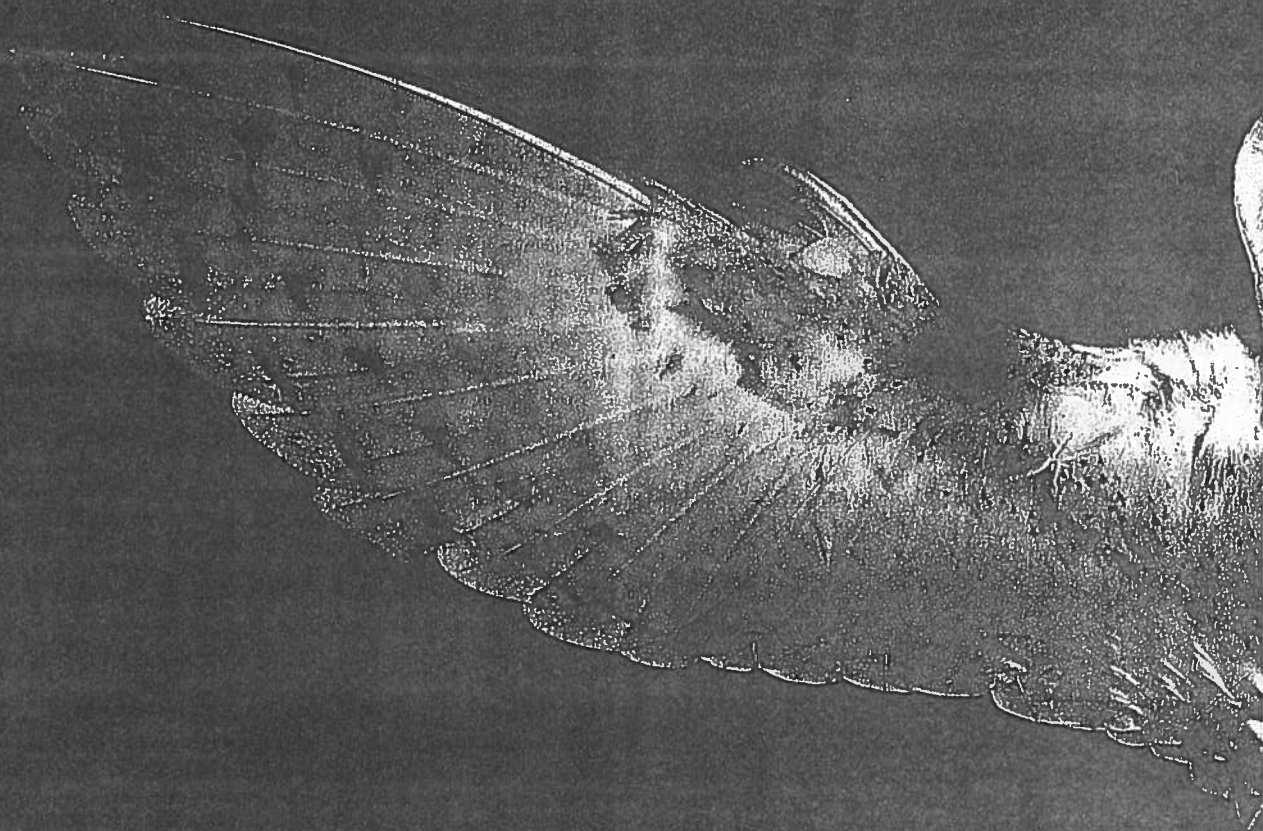
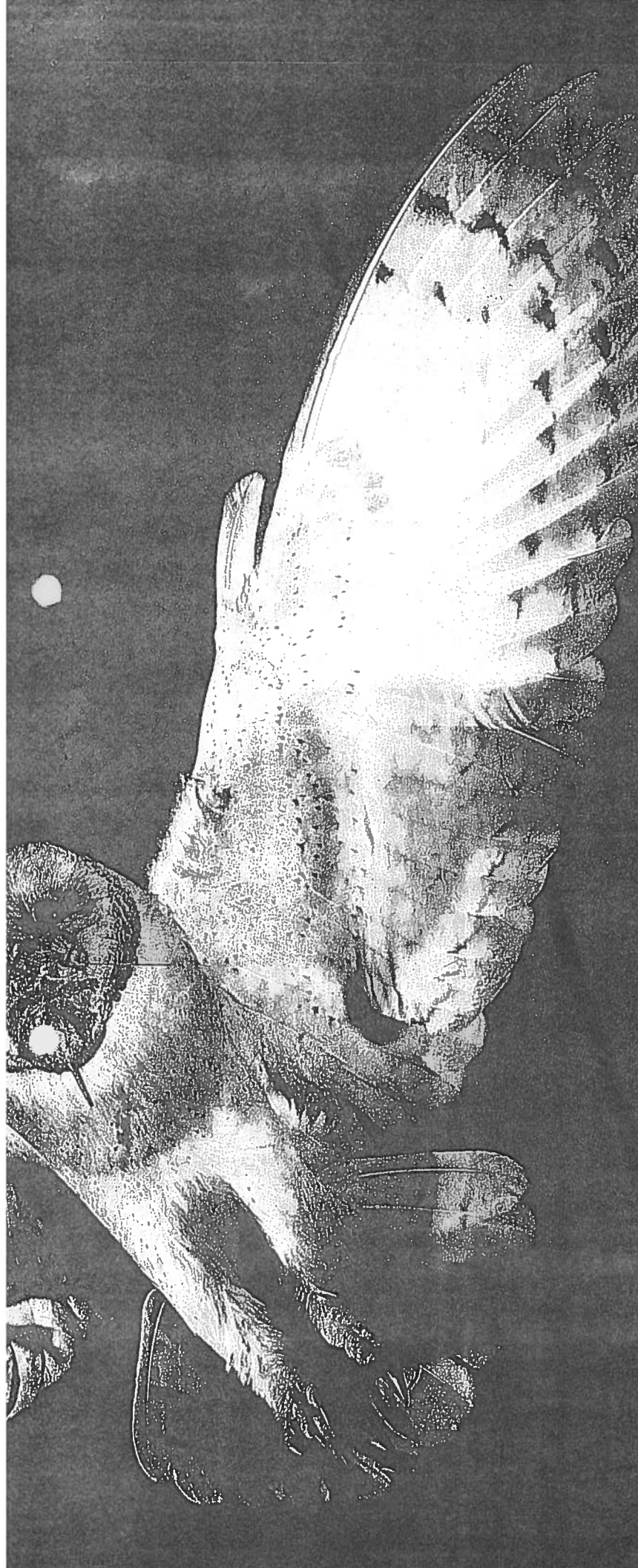


RÄUBER, BEUTE, JAGD UND JÄGER

EULEN FRESSEN KEINE PIZZA





Beutegreifer und ihre Beutetiere stehen in vielerlei ökologischen Beziehungen zueinander. Hinsichtlich ihrer Populationsdynamik, ihres Raum-Zeit-Verhaltens und einigem mehr können sie sich wechselseitig beeinflussen. Doch unterliegen diese Verknüpfungen keinen starren Regeln, was schon durch die unterschiedliche Ernährungsweise der Räuber als Spezialisten, Generalisten und Opportunisten deutlich wird. Und in Kulturlandschaften spielt auch der Mensch und die Form seiner Landnutzung eine wesentliche, mitunter die entscheidende Rolle.

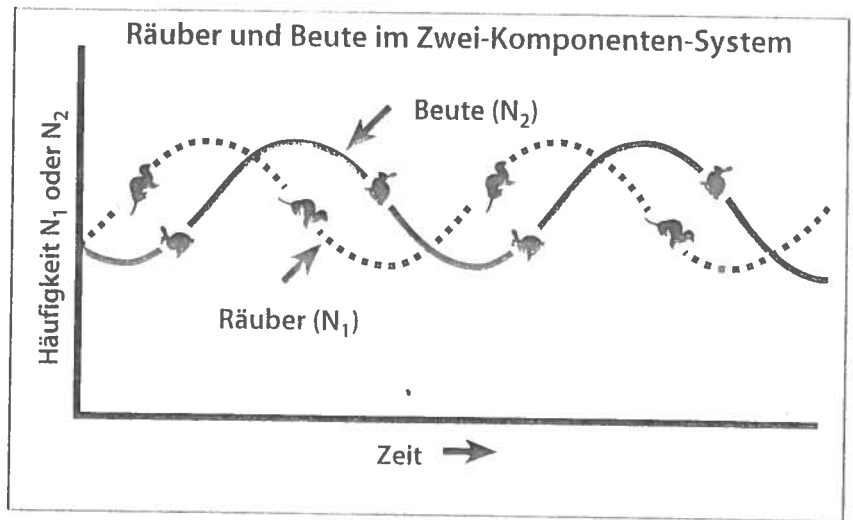
Andreas David

Tiere fressen Pflanzen, und Tiere fressen Tiere. Beides sind völlig natürliche Vorgänge, wovon letzterer den Inhalt dieses Beitrags bestimmen soll. Die beteiligten tierischen Organismen „gehören“ ihrem genetischen Programm. Quasi auf der ersten Seite dieses Programms steht eine möglichst erfolgreiche eigene Fortpflanzung, die Weitergabe der eigenen Erbanlagen sowie als logische Grundlage dafür das eigene Überleben. Um beides zu erreichen, brauchen sie Energie – deswegen fressen sie. Innerhalb von Räuber-Beute-Systemen fließt Energie stets von der Beute zum Räuber.

Für den Beutegreifer reduziert sich diese Verknüpfung auf eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung. Um zu überleben, muss er über seine Beute langfristig mehr Energie gewinnen, als er bei der Jagd und allen sonstigen Aktivitäten verbraucht – er muss ökonomisch denken. Zu teure Jagden kann er sich dauerhaft nicht leisten, was wesentlichen Einfluss auf die Wahl seiner Beutetiere und Jagdgebiete hat. Gewinner ist, wer bei gegebenem Aufwand den größtmöglichen Gewinn erzielt. Dies ist die Grundhypothese des Prinzips des optimalen Nahrungserwerbs. Doch wie funktionieren diese Systeme über den reinen Energiefluss hinaus?

Diskutiert man über Prädatoren bzw. ihre Ökologie und Bedeutung für bestimmte Lebensgemeinschaften,

Wildkaninchen sind eine wichtige Komponente auf dem „Speiseplan“ zahlreicher Beutegreifer – nicht nur des Habichts. Hinzu kommen Fuchs, Iltis, Steinmarder & Co



Die schematische Darstellung der Populationsdynamik in einer einfachen Räuber-Beute-Beziehung nach dem amerikanischen Wissenschaftler V. Volterra. Ein Modell, das (bei Bedarf?) vielfach fehl- und überinterpretiert wurde

ist zunächst eine Begriffsdefinition notwendig. Was ist eigentlich Beute? Was sind eigentlich Beutegreifer? Der insektenfangende Grauschnäpper, die Spinne in ihrem Netz, die käferjagende Spitzmaus – sind sie alle nicht eigentlich Beutegreifer? Sie sind es. Sie machen Beute, und sie fressen andere Tiere.

Die unmittelbare Auswirkung zum Beispiel in den Vorgängen a: Fuchs frisst Birkhenne und b: Grauschnäpper frisst Mücke ist zunächst identisch. Der Beutetierpopulation wird ein Individuum entnommen. Die Folgen können jedoch völlig verschieden sein. Während der Verlust einer Mücke der Gesamtpopulation vor dem Hintergrund der

absoluten Häufigkeit der Plagegeister sowie ihres Reproduktionspotentials sicher keinen Schaden zufügt, kann der Verlust einer brütenden Birkhenne das endgültige Aus für eines der letzten und ohnehin meist in Agonie befindlichen Birkwildvorkommen bedeuten.

Doch was kann in einer Räuber-Beute-Beziehung (theoretisch) überhaupt passieren? Ist der Beutegreifer auf eine bestimmte Beute spezialisiert (Zwei-Komponenten-System), können zum einen beide dauerhaft in Koexistenz leben. Beide Populationen zeigen dann mehr oder minder gleichmäßige Schwankungen, deren zeitlicher Ablauf und Intensität vom System selbst oder von anderen Umwelteinflüssen bestimmt werden.

So kann die Beute z. B. hinsichtlich bestimmter Witterungsfaktoren in ihrer Reproduktionsleistung wesentlich empfindlicher reagieren als der Feind und umgekehrt. Zum anderen kann der Fall eintreten, dass beide nicht dauerhaft nebeneinander existieren, weil die spezialisierte Feindpopulation nicht mehr ausreichend Nahrung findet, oder die Beute bis zur Ausrottung genutzt wird. Wenn zuerst die Feindpopulation in die Knie geht, steigt die Zahl der Beutetiere zunächst an, bis sie durch einen dichteabhängigen Prozeß, z. B. in-



FOTOS: JURGEN GAUB, KLAUS SCHMIDEL

Der Fuchs findet in mitteleuropäischer Kulturlandschaft Nahrung fast im Überfluss. Natürliche Feinde fehlen weitgehend, die Tollwut ist annähernd ausgeschaltet, eine Selbstregulation mehr als unwahrscheinlich



nerartige Nahrungskonkurrenz oder Krankheiten, gebremst wird. Verschwindet zuerst die Beutepopulation, muss der Feind aus Nahrungsmangel zugrunde gehen oder er überlebt, indem er zu einer anderen Beutespezies übergeht. Diese theoretischen Betrachtungen beziehen sich jedoch weitgehend nur auf Beutegreifer, die auf eine Beutetierart spezialisiert sind (Monophage).

Etwa ab den 50iger Jahren machte an den Universitäten eine mathematische Berechnung zu Räuber-Beute-Beziehungen die Runde, nach der Feind- und Beutetierpopulationen Schwankungen zeigen, die sich grafisch in zwei um etwa 90 Grad auf der Zeitachse gegeneinander verschobenen Sinuskurven darstellen lassen (s. Abb.). Ein Modell, das von V. Volterra in den USA schon Ende der 20iger Jahre publiziert wurde.

Eine offensichtliche Bestätigung fand diese Theorie im Beispiel der Räuber-Beute-Beziehung Schneehase und Luchs in Kanada. Die Entwicklungen beider Populationen beschreiben – mit unterschiedlichen Amplituden – recht deutlich und nachvollziehbar die dargestellten Kurven. Doch zeigte die Populationsdynamik des Schneehasen in Gebieten, in denen der Luchs ausgerottet war, weiterhin sehr ähnliche Schwankungen. Folglich mussten dort die Schwankungen in der Luchspopulation zu-

vor denen des Schneehasen gefolgt sein. Nicht der Luchs kontrollierte den Schneehasen, sondern der Schneehase den Luchs. So postulierte auch der anerkannte Marburger Ökologe Professor Hermann Remmert folgeschwer, dass die Verhältnisse bei anderen Räuber-Beute-Zyklen unter den Wirbeltieren ähnlich liegen dürften. Interessanterweise hat seinerzeit niemand vereinfacht (theoretisch) hinterfragt, welchem Verlauf die Populationsdynamik des Luchses in solchen Gebieten gefolgt wäre, in denen man den Schneehasen ausgerottet hätte.

Fortan aber war es in den Universitäten und Ausbildungswerken eine weit verbreitete und anerkannte Lehrmeinung: Die Beute kontrolliert den Räuber! Folglich könne ein Prädator ja eine Beutetierpopulation gar nicht gefährden oder ausrotten. Eine Denkweise, die der anfänglich erst spärlich aufkeimenden, bis heute aber fast euphorischen – vielleicht einer Art Wiedergutmachungs-Mentalität entspringenden – Sympathie vieler Bio- und Ökologen gegenüber sämtlichen Beutegreifern in die Karten spielte. Letztlich beruhen diese „Fackelzüge“ jedoch auf einer Über- bzw.

NIGHTHUNTER

...und die Nacht wird zum Tag!

Helle Kontrastreiche Bilder auch bei schlechten Lichtverhältnissen

Erleben Sie nie dagewesene Lichtleistung und Brillanz – „Die Nacht wird zum Tag!“

Wie gewohnt vom Fernglas-Spezialisten Steiner ist auch die Ausstattung bahnbrechend:

- Steiner-Auto-Focus – kein Fokussieren notwendig.
- Extreme Robustheit – garantiert schock- und stoßresistent.
- Nitrogen-Pressure-System – absolut beschlagfrei, staub-, schmutz- und druckwasserdicht.
- Ergonomische, belüftete Augenmuscheln.

Versandspesen: Warenwert über 500,- DM: frei

Die Fernglas-Spezialisten!

STEINER
GERMANY

Nighthunter
7x50 B
Nr. 105754 **1249,-**

Nighthunter
10x50 B
Nr. 105753 **1549,-**

Nighthunter
8x56 B
Nr. 105752 **1649,-**

Und in unseren Filialen
Persönliche Bestellannahme:
Mo. bis Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-18 Uhr. Auftragsannahme auf Band
rund um die Uhr – zum Nulltarif: 08 00/3 72 65 66 42 ...TIPPSAU

Versandadresse: 97064 Würzburg | Tel. 0 93 02/20 86 | Fax 0 93 02/2 09 02 00

Frankonia Jagd

Fehlinterpretation Remmerts und weiterer Dozenten. Denn im eigentlichen Sinne monophage, auf eine einzige Beutetierspezies angewiesene Beutegreifer, sind sehr selten. Fast ausnahmslos nutzen sie ein mehr oder minder großes Spektrum verschiedener Beutetiere.

Hinzu kommt die Wunschvorstellung, dass sich ohne den „störenden Eingriff des Menschen“ letztlich doch alles von selbst auf das so oft und unkritisch zitierte natürliche Gleichgewicht einpendeln würde. Eine ebenso naive wie für bestimmte bedrohte Wildtierarten fatale Einstellung. Extrapoliert sie doch von einer speziellen Räuber-Beute-Beziehung in einem ganz bestimmten Lebensraum auf völlig andere, auch auf gänzlich unnatürliche Ökosysteme wie z. B. intensiv genutzte Kulturlandschaften. Weiterhin ignoriert sie die Ernährungsstrategien von Generalisten und Opportunisten wie zum Beispiel des Rotfuchses und die Tatsache, dass zahlreiche Beutetierarten einer Vielzahl von behaarten und befiederten Prädatoren gegenüberstehen.

Von Naturschutzseite wird seither zunehmend häufiger gefordert, immer mehr Biotopsysteme sich selbst zu überlassen. Keinerlei Nutzung soll in diesen Reservaten stattfinden – auch nicht durch Jagd. „Mut zur Wildnis“ ist das Schlagwort. Es spricht auch nichts dagegen, die einsetzenden Entwicklungen auf begrenztem Areal aus wissenschaftlichen Gründen quasi als Außenstehende zu beobachten und zu

dokumentieren. Auf größerer Fläche in einer dichtbesiedelten, intensiv genutzten und letztlich völlig unnatürlichen Landschaft würde dieser Mut jedoch die Toleranz einschließen, ganze Wildtierpopulationen sehenden Auges zumindest lokal aussterben zu lassen, wenigstens aber weiteren erheblichen Reduktionen auszusetzen.

Denn kein rational denkender Mitteleuropäer wird heute noch bezweifeln, dass Arten wie Fuchs oder Steinmarder in unserer menschengemachten Umwelt wesentlich besser klarkommen und erfolgreicher sind als andere wie z. B. Großtrappe, Kiebitz, Birkwild oder der Große Brachvogel. Entsprechend werden die Dichten erstgenannter Arten ohne den Eingriff des Menschen weiter steigen, während die der letztgenannten – ohnehin schon bedrohten – Spezies weiter sinken.

Selbstverständlich waren ursächlich nicht ausufernde Raubwildbesätze für den Rückgang von z. B. Trappen und Brachvögeln verantwortlich – die Misere beruht weitgehend auf Änderungen und Intensivierungen menschlicher Landnutzung. Doch könnten sie beiden und vielen anderen Arten unter den aktuell veränderten Gegebenheiten den berühmten Rest geben. Fakt ist weiterhin, dass sowohl der Rotfuchs als auch einige andere größere heimische Beutegreifer keinem nennenswerten natürlichen Feinddruck mehr ausgesetzt sind. Ihre natürlichen Fressfeinde sind entweder ausgerottet oder in kaum nennenswerter Zahl vorhanden.

Eine weitere ökologische Tatsache besteht darin, dass die Reviere territorialer Arten unter

günstigen Bedingungen kleiner werden können. Da zum Beispiel Fuchs und Steinmarder – beides territoriale Arten – in mitteleuropäischer Kulturlandschaft fast allerorten Nahrung im Überfluss finden, steht einer weiteren Populationserhöhung ohne innerartlichen Sozialstress folglich nichts im Wege. Über diesen Mechanismus ist also ebenfalls zunächst nicht mit einer Selbstregulierung z. B. von Fuchspopulationen zu rechnen. Hinzu können Verschiebungen oder Änderungen im Territorialverhalten selbst kommen.

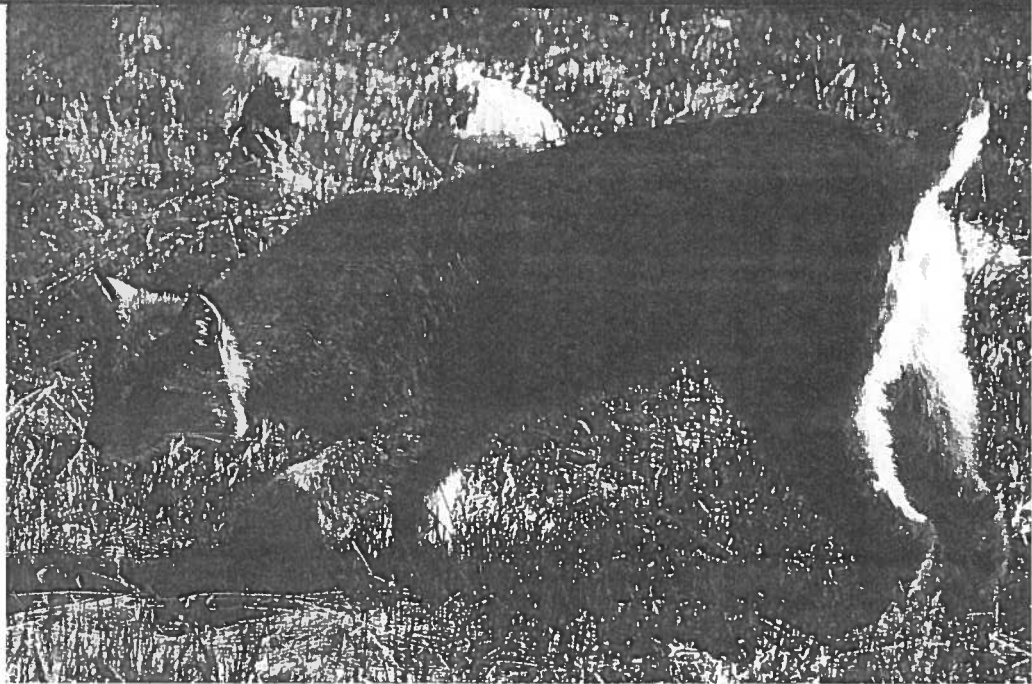
Auch Krankheiten durch Viren, Bakterien oder Parasiten können Tierbestände in ihrer Dynamik wesentlich beeinflussen. Aktuell bedeutende Beispiele aus der Wildbiologie sind die Myxomatose und China-seuche (RHD) beim Wildkaninchen. Mit der Tollwut wurde ein wesentliches Regulativ von Fuchspopulationen weitgehend ausgeschaltet, auch wenn die Seuche hier und da immer wieder aufflackert. Zur Tollwutimpfung der Füchse kann man nun stehen wie man will. Man kann sie aus ethisch-moralischen Gründen und aus rein menschlichem Sicherheitsdenken befürworten oder aus einer diesbezüglich unsensibleren Mentalität („Pfuscht der Natur nicht ins Handwerk...“) ablehnen. Fest steht jedoch, dass die Fuchsbesätze nach der oralen Immunisierung sprunghaft anstiegen. Welchen Einfluss andere Krankheiten wie die Räude zukünftig auf die Fuchsbesätze nehmen werden, bleibt abzuwarten.

Wenn unsere Gesellschaft folglich nicht einen weiteren Rückgang bestimmter Arten bis hin zum Aussterben bewusst provozieren will, müssen die Populationen opportunistischer Beutegreifer, allen voran die des Fuchses, aber auch anderer Prädatoren, wesentlich intensiver und effizienter als bisher mit jagdlichen Mitteln reduziert werden. Wer




Der Dachs ernährt sich ebensowenig „fast ausschließlich von Regenwürmern“ wie er selten oder gar bedroht ist. Im Gegenteil – die absolute Zahl der Dachse in Deutschland wächst und wächst und wächst...

Räuber und Beute sind nicht nur über „fressen und gefressen werden“ miteinander verknüpft. Der Luchs zum Beispiel beeinflusst die Verteilung des Rehwildes in Raum und Zeit und umgekehrt



diese Notwendigkeit nicht realisiert, egal ob Behörde, Natur- oder Tierschützer, Biologe, Ökologe oder Jäger, und eine entsprechende Bejagung zu behindern oder zu verbieten sucht, ist für den weiteren Rückgang einzelner Arten sowie der Biodiversität insgesamt direkt mitverantwortlich.

Die aktuelle Situation der Lebensgemeinschaften heimischer Wildbahn haben – abgesehen von wenigen natürlichen Ausnahmen – nur wir Menschen selbst zu verantworten und herbeigeführt. Professor **us Pohlmeier**, Leiter des Institutes für Wildtierforschung an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, formulierte es anlässlich des niedersächsischen Landesjäger-tages 1998 in Celle so: „Wer die Gewinner unter den Prädatoren unserer Kulturlandschaft nicht bremst, versündigt sich an den Verlierern.“ Erstaunlicherweise fordern oft jene Mitbürger, die sich vehement für eine Vollschonung der Beutegreifer und das „in Ruhe lassen“ diverser Biotopsysteme einsetzen, zeitgleich eine drastische Reduktion wiederkäuender Schalenwildarten mit jagdlichen Mitteln im Sinne des Ökosystems Wirtschaftswald.

Eine große Bedeutung sowohl für Beutegreifer als auch für Pflanzenfresser hat die Verteilung und Verfügbarkeit der Nahrung. Es ist in den meisten Fällen das Beutenge-

 das die Verteilung von Beutegreifern in der Fläche bestimmt. So ist eine Seevogelkolonie für Füchse etwa vergleichbar mit einem aus beliebten Äsungspflanzen zusammengesetzten Wildacker für Reh- und Rotwild. Beides bedeutet ein hohes Nahrungsangebot auf engstem Raum. Derartige Ressourcen sind wesentlich ökonomischer zu nutzen als ein weit verteiltes unregelmäßiges Nahrungsangebot, wo allein die Suche und Wege viel Zeit und Energie beanspruchen. Prädatoren konzentrieren ihre Aktivitäten zum Nahrungserwerb folglich auf Orte hoher Beutedichten.

Doch hilft das Vorhandensein prospektiver Beutetiere dem Beutegreifer wenig, sofern die Beute zwar „da“, aber nicht verfügbar ist. Professor Hermann Remmert gibt zur Verdeutlichung dieser Zusammenhänge ein einfaches Beispiel: Dachse ernähren sich in bestimmten Gebieten Südeuropas fast ausschließlich von Regenwürmern, die sie nachts auf der Bodenoberfläche erbeuten. Regenwürmer sind eigentlich vieler-

orts in überreicher Zahl vorhanden, doch kommen sie nicht überall und zu jeder Zeit an die Oberfläche und stehen somit auch Dachsen nicht immer und überall zur Verfügung. Daher lässt sich auch keine direkte Beziehung zwischen der Dichte der Regenwürmer und jener der Dachse herleiten. Und das von Jagdgegnern so gern vorgebrachte Argument, dass der tierische Anteil an der Nahrung des Dachses generell weitestgehend aus Regenwürmern bestehe, ist schlichtweg falsch.

Allein entscheidend ist die Verfügbarkeit der Nahrung bzw. Beute. Ein weiteres Bei-

spiel, das uns allen geläufig ist, sind die großen Ansammlungen von Mäusebussarden zur Zugzeit auf kurzrasigen Flächen. Dort ist zum einen ein relativ hohes Angebot an Feldmäusen vorhanden, und es ist für die Bussarde verfügbar. In einem benachbarten Schlag, bestanden mit einer etwa kniehohen Zwischenfrucht, sind sicher ebenso viele Feldmäuse. Für den Bussard sind sie im hohen Bewuchs aber nicht erreichbar – der Schlag ist folglich bussardleer.

Beutetiere können also direkt oder indirekt das Verbreitungsmuster und die Häufigkeit sowie die Größe der Aktionsräume

Sparen Sie bis zu 50 %

...Einladung zum **9. Sommerfest in Paderborn!**

12.-15. Juli Donnerstag u. Freitag v. 9 - 20, Samstag v. 10 - 16, Sonntag v. 11 - 14 Uhr
 *Beratung und Verkauf nur während der gesetzlichen Öffnungszeiten.

Sommerfest 2001

Picken Sie sich die Besten raus !!
 ... mehr als 200 Waffenschränke;
 Ausstellungs-, Messe- u. Sondermodelle bis zu 50 % billiger.
 An allen 4 Tagen servieren wir Ihnen u.a. Paderborner Gold Pilsener vom Fuß und
 Bratwurst vom Holzkohlegrill GRATIS für unsere Kunden und deren Freunde.



Lagerliste unter: 0800 87 37 673
 oder : www.waffenschraenke.de/lagerliste

HARTMANN TRESORE AG & Co.

33 106 Paderborn • Am Ziagenberg 3 • Telefon 05251-174412 • Fax 174499

(home ranges) bestimmter Prädatoren beeinflussen. Bezüglich der Aktionsraumgröße stellen Luchs und Rehwild ein treffendes Beispiel dar. Kurz nach der Wiedereinbürgerung des Luchses in der Schweiz wurde per Radiotelemetrie beobachtet, dass der Großkatze zunächst ein relativ kleines Areal zum Beuteerwerb ausreicht. Seine Hauptbeute, das Reh, ist noch nicht auf den „Anschleichenjäger“ eingestellt, dessen Jagdstrategie auf den Überraschungseffekt setzt. Mit zunehmender Dauer steigt jedoch der Grad der Anpassung seiner Beute, so dass die Jagd für den Luchs schwieriger und energieaufwändiger wird. Das Rehwild ist aufmerksamer und vorsichtiger. Der Luchs muss folglich seinen Aktionsraum vergrößern.

Auch das Größenverhältnis von Räubern zu ihren Beutetieren nimmt wesentlichen Einfluss auf die Eingriffsmöglichkeiten des Beutegreifers und auf die Verbreitung und absolute Zahl seiner Beutetiere. Weiterhin nimmt die Körpergröße der Beutegreifer selbst, in Abhängigkeit ihrer Ernährungsweise, Einfluss auf ihre Stellung in Nahrungsketten. Große Räuber sind als sogenannte Spitzenprädatoren stets Endglieder, während zum Beispiel das Mauswiesel größeren Haarraubwildarten und Greifvögeln selbst als Nahrung dient. Kleine Tiere haben eine (relativ) deutlich

höhere Stoffwechselrate als große Tiere, was in der Regel mit einem wesentlich höheren Fortpflanzungspotential verbunden ist. Ist der Räuber deutlich größer als seine (Haupt-)Beute, erfolgt seine Reproduktion oder „Vermehrung“ folglich viel langsamer. So haben zum Beispiel Fuchs oder Mäusebussard eine deutlich geringere jährliche Nachwuchsrate als eine Maus. Je größer ein Räuber im Verhältnis zum Beutetier ist, desto kleiner sind normalerweise seine Möglichkeiten, die Zahl seiner Hauptbeutetiere zu kontrollieren. Dies ist der Grund, weshalb der Fuchs in Jahren mit Mäusekalamitäten im Wald zwar „gut lebt“, als biologischer Schädlingsbekämpfer im Sinne der Forstwirtschaft jedoch kaum wirksam werden kann.

Auch Menschen machen tierische Beute – gleichgültig ob als Jäger zur Gewinnung eines hochwertigen Nahrungsmittels in Form von Wildbret oder z. B. als Kammerjäger bei der Bekämpfung von Schädlingen in Siedlungsbereichen. Beide Tätigkeiten nehmen zunächst unmittelbaren Einfluss auf die absolute Zahl der Individuen der Beutetierpopulation.

Reduziert man die Jagd auf das eigentliche Beutemachen in obigem Sinn, fällt auf, dass Jäger – auch noch in aktuellen Ausbildungswerken zur Jägerprüfung – immer wieder anstelle ausgerotteter Großraubwildarten an die Spitze von Nahrungspsy-

ramiden gestellt werden. „Der Jäger“ soll an ihrer Stelle tätig werden, er soll Wildbestände regulieren. Doch wird dabei nur allzu oft übersehen, dass zwar der Einfluss der Jagd in einigen Teilen mit dem Beuteerwerb großer Raubtiere zu vergleichen ist, sofern es um die zahlenmäßige Entnahme bestimmter Beutetiere geht – die Funktion, Folgen und Form der Eingriffe können aber weit voneinander abweichen.

Es ist gefährlich, sich als Jäger weitgehend kritiklos in der Rolle des Ersatzprädatoren zu sehen. Denn einerseits können wir die Funktion des Großraubwilds aus bestimmten (auch rechtlichen!) Gründen nicht übernehmen, andererseits wollen wir es aus ethisch-moralischen und wirtschaftlichen Gründen gar nicht. Welcher Jäger erbeutet in Raubwildmanier schon frischgesetzte Rehkitzze oder Rotwildkälber? Welcher Jäger nutzt die Gelege von Fasan und Rebhuhn als Frühstücksei? Oder welcher Jäger erlegt – an Luchs oder Wolf orientiert – auch hochbeschlagene Ricken?

Raubwild hält sich beim Beutefang weder an Jagdgrenzen – wie sich Wildlebensräume grundsätzlich nicht an Jagdgrenzen orientieren – noch an Jagd- oder Schonzeiten, geschweige denn an Naturschutzgesetze. Raubwild unterscheidet nicht, ob die Population eines potentiellen Beutetieres ohnehin schon gefährdet ist oder nicht. Auch ist es ihm „wurscht“, ob seine Beutetiere zur Aufzucht von Jungtieren benötigt werden. Die unmittelbaren Auswirkungen auf die Beutetierbestände durch Jagd

Auch der Baumratter ist auf dem Vormarsch. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse zeigen, dass sein Vorkommen durchaus nicht an große, zusammenhängende Wälder gebunden ist



Wölfe – faszinierende Wildtiere. Doch bei aller Faszination sollten wir uns selbst nicht als Ersatzwölfe im grünen Rock sehen. Denn Wölfe spielen im Naturhaushalt eine Rolle, die Jäger nicht spielen dürfen, können und wollen

und Raubwild müssen also verschieden sein. Und sie sollen es auch sein. Schließlich verfolgt die menschliche Jagd ausübung in unserem Kulturkreis auch weitgehend andere Ziele und Intentionen, als der reine Nahrungserwerb von Beutegreifern. Jagd ist und bleibt hoffentlich eine legitime Form der nachhaltigen Nutzung natürlicher Ressourcen. Doch birgt es große Gefahren in sich, der nichtjagenden Bevölkerung den Auftrag der Jagd mit Dreitagebart und im Wolfspelz kokettierend verkaufen zu wollen. Wir sollten unsere Ziele offen und transparent darstellen. Jäger sind, wollen und müssen mehr als Ersatzbeutegreifer sein.


Natürlich wirkt sich eine effiziente Fuchsbejagung positiv auf verschiedene Aspekte des Artenschutzes aus, doch dient sie selbstverständlich auch dem Erhalt nachhaltig bejagbarer Niederwildbesätze, die im berechtigten Interesse des Jägers stehen. Und auch wenn es einige Jagdgegner noch immer nicht wahrhaben wollen, lassen sich lineare Auswirkungen der Raubwildbejagung auf die Niederwildbesätze und weitere Arten häufig nur deshalb nicht feststellen, weil andere Faktoren wie intensive Landwirtschaft, Zersiedlung und Freizeitverhalten die Wildtiere stark beeinträchtigen (PETRAK 1995).

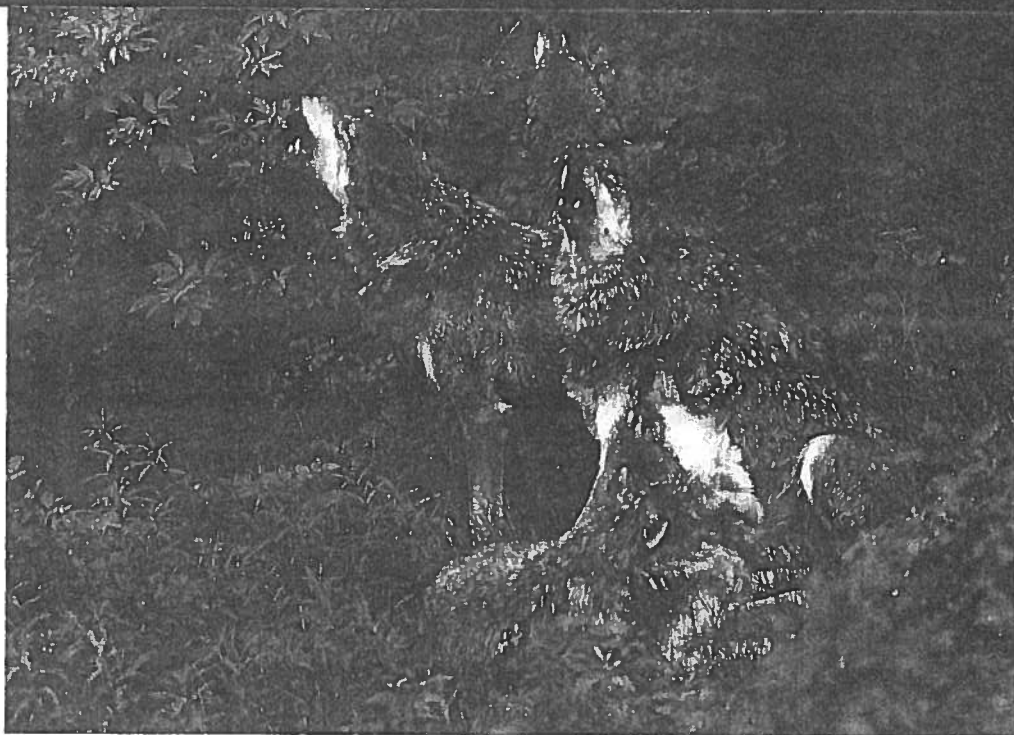
Räuberausschluss-Experimente bestätigen dies. So ein entsprechendes Projekt in Süd-England (Salisbury Plains). Die jeweils etwa 500 Hektar großen – in ihrer Biotopausstattung vergleichbaren – Versuchsfelder Collingbourne und Milston wurden einer völlig unterschiedlichen jagdlichen Bewirtschaftung

unterzogen. In den Jahren von 1985 bis 1987 wurde die Beutegreiferkontrolle (Krähen, Elstern, Füchse, Iltisse, Ratten) in Collingbourne durch einen ausschließlich hierfür zuständigen Berufsjäger erheblich verstärkt. In Milston wurden die Niederwild- und Prädatorenpopulationen weitgehend einer „Selbstregulation“ überlassen.

Nach drei Jahren war die Hasendichte auf Collingbourne auf das Dreifache, die Rebhuhndichte auf das Vierfache angewachsen, die Brutpaardichte hatte sich fast verdoppelt. In Milston blieb der Hasenbesatz auf niedrigem Niveau, Herbstbesatz und Brutpaardichte des Rebhuhns waren auf weniger als die Hälfte gesunken. Zur Kontrolle wurde in den Jahren von 1988 bis 1990 der Spieß umgedreht. Collingbourne wurde zur „Nullfläche“, die Prädatorenkontrolle auf Milston deutlich gesteigert. Die Ergebnisse waren ähnlich wie im ersten Versuchsabschnitt – nur eben mit umgekehrten Vorzeichen. Die detaillierten Er-

gebnisse sind nachzulesen in den Jahresberichten 1989, 1990 und 1991 der englischen Game Conservancy. In Kurzform und in deutscher Sprache zitiert von Dr. Volker Guthörl und Dr. Heribert Kalchauer in ihrer Arbeit „Zum Einfluss des Fuchses auf das Vorkommen des Feldhasen“, erschienen im Jahr 1995 im Verlag Dieter Hoffmann (Mainz). Nun mögen diese Fakten einigen Artenschützern nicht schmecken, doch müssen auch sie diese Ergebnisse zumindest zur Kenntnis nehmen.

Und warum sollte eine ähnliche Vorgehensweise nicht auch für bedrohte Boden- oder Wiesenbrüter, für Birkwild und Großtrappen den gleichen Nutzen bringen können und somit zu ihrem Erhalt wesentlich beitragen? Eine Diskussion, der rein ideologisch geprägte Jagdgegner an wichtigen Behörden oder politischen Stellen, aber auch an der Basis gern aus dem Weg gehen. 



Die EAW Schwenkmontage gibt es für alle gängigen Repetierbüchsen

EAW-Montagen: Wir konstruieren Treffer!

Erstklassiges Material und vollendete Präzision bis ins kleinste Detail



Ernst Apel GmbH

Am Kirschberg 3 • D-97218 Gerbrunn
Tel. 09 31/70 71 91 • Fax 09 31/70 71 92
e Mail. eaw-montagen@t-online.de

- Die optimale Verbindung zwischen Waffe und Zielfernrohr.
- Für jeden die individuell richtige Montage.
- Lieferung über den guten Fachhandel.
- Begeisterte Anwender in der ganzen Welt!
- Schwenk-, Hebelschwenk-, Kombischwenk-, Aufschub-, Einhaltemontagen.

Mit 30 Jahren Garantie auf alle EAW-Montagen sind Sie auf der sicheren Seite